# Der Feierabend

Unterhaltungs-Beilage zur „Deutschen Rundschau“

Nr. 211 | Bromberg, 20. September | 1939

## Herz, schweig still ...

Roman von Rudolf Haas.



(18. Fortsetzung.) 

Sie ist jedoch allmählich mit sich ins reine gekommen und hat das richtige Verhalten zu ihrem Gatten gefunden, wie sie es sich vorgenommen hatte: kameradschaftlich, freundlich, teilnehmend, sogar dankbar. Dankbar dafür, daß er ihr immer mit der gleichen Zurückhaltung begegnet. Seine Liebe ist verschwiegen, aber sie fühlt deren Tiefe, aus seinen Augen leuchtet der Stolz auf seine schöne, junge Frau und eine Freude, als würde sie ihm jeden Tag neu geschenkt. Sein Blick hat über sie nicht mehr jene Macht, die sie einst so rätselhaft abstieß und anzog zugleich, er kommt ihr überhaupt verändert vor, milder, sozusagen menschlicher. Und sie weiß nicht, daß Erminio Tonandinel, der verschlossen Hochmütige, der verwöhnte Frauengünstling, sich innerlich gewandelt und vielleicht erst jetzt zu sich selbst gefunden hat, weil er zum erstenmal wahrhaft liebt, nicht nur mit den Sinnen, sondern von ganzem Herzen und mit ganzer Seele. Und so hat die Aufopferung der Traude Wiederschwing auch nach dieser Seite hin eine segensreiche Wirkung, dadurch daß sie aus einem abweisenden, verschlossenen, vielleicht auch verbitterten und mit der Welt zerfallenen Menschenverächter einen zwar selbstbewußten, aber mitfühlenden und wohlwollenden Mann macht. Nicht mit einem Schlag, sondern allmählich, stetig und sicher bis zum guten Ende. Und dazu hat vor allem die adelige Gesinnung beigetragen, mit der die Traude ihn nie den Zwang entgelten läßt, sondern in Freundschaft und treuer Pflichterfüllung, einfach empfangend, doppelt gebend, ihm einen seelischen Reichtum erschließt, wie er ihn vorher nie geahnt hatte. Aus der Bewunderung ihres Menschentums ersteht in ihm die duldsame Liebe zu den Menschen.

Bald liebt sie auch die weiße Jacht „Speranza“, die ihr die Schönheiten der halben Welt erschließt. Und sie muß sich sagen, daß viel von dem, was sie gefürchtet hat, nicht eingetroffen und daß ihr Los nicht so hoffnungslos düster ist, wie sie es sich ausgemalt hatte. Und nur eines quält sie manchmal noch sehr: daß sie dem liebsten Menschen die schwerste Wunde hat schlagen müssen.

In Genua warten Briefe auf sie. Von Herbert Tillian ist keiner darunter. Und obwohl sie ihn in ihrem Abschiedsbrief selbst gebeten hat, ihr nicht zu antworten, ist doch eine leise Hoffnung, er würde sich nicht daran kehren, in ihr lebendig geblieben. Er leidet und schweigt. Verachtet er sie? Die Ungewißheit ist quälend.

Dagegen schreibt ihr Bruder Jörg, daß der Vater sich von den Folgen der Schlaganfälle so gut wie vollständig erholt habe. Nur ein bißchen schwerfällig sei er geblieben und lebe mehr in der Vergangenheit. Aber die Erinnerungsschwäche sei langsam im Weichen und er habe nach der Traude gefragt, von der er glaubte, sie sei bei ihren Verwandten in Graz. Nun sei zu jener Zeit gerade ihr Brief gekommen, worin sie so drollig schildere, wie eine Hottentottenfrau dem auf ihrem Rücken festgebundenen Säugling, der zu trinken verlangte, die Hängebrust einfach über die Schulter zuwarf und geruhsam ihre Pfeife weiterrauchte. Da auch sonst noch allerhand Ergötzliches und Erfreuliches in dem Brief stehe, habe es Dr. Krust auf sich genommen, dem Vater reinen Wein einzuschenken. Es habe ihn furchtbar aufgeregt und erschüttert, aber als er den Brief und auch die beiden früheren gelesen habe, sei er ruhiger geworden. Und besonders lang habe er bei den Stellen verweilt, worin die Traude von Tonandinel berichte: Wie nett und aufmerksam er sei, wie er sie verwöhne, mit Geschenken überhäufe, ihr jeden Wunsch erfülle und Gelegenheit gebe, soviel Schönes und Neues zu erleben, daß sie sich wie eine Märchenprinzessin vorkomme, und daß sie ihm Dank schuldig sei und ihr nichts fehle, und alles gut sei. Da habe der Vater mit der Hand über die Bogen gestrichen und mehrmals vor sich hingemurmelt: „Ja, wenn das so ist ... Wenn das so ist ...“ und nicht mehr über die Sache gesprochen. Am nächsten Tage habe ihm der Vater den Hof übergeben, sich auf den Altenteil zurückgezogen und das Bild der Traude gegenüber dem der Luise in der schönen Stube aufgehängt.

Traude Tonandinel liest den Brief, und eine tiefe Beruhigung überkommt sie. Sie hat absichtlich nur Munteres und Merkwürdiges nach Hause geschrieben. Und nun ist also auch die Hauptsorge von ihr genommen, der Vater ist außer Gefahr, er geht der Genesung entgegen und kann in Frieden seine Tage auf dem Marhof beschließen.

Sie sitzt in ihrer Kajüte und überblickt den vertrauten Raum. Es heißt Abschied nehmen, morgen geht es mit dem Kraftwagen nach Norden. Die Zofe ist mit Packen beschäftigt. Allein die Geschenke und Reiseerinnerungen füllen zwei große Koffer: Seidengewebe aus Indien und dem Sudan, Elfenbeinschnitzereien, Goldschmiedearbeiten der Aschanti, Ledergürtel der Haussa, seltsame Amulette und Fetische.

Die frühe Dämmerung des Dezembertages ist bereits hereingebrochen. Die Deckenbeleuchtung erfüllt die getäfelte Kajüte mit einem weichen, ruhigen Licht, das heiter und befreiend wirkt. In einer Ecke steht auf einem arabischen Messingtischchen ein Rosenstrauß. Tonandinel hat ihn als ersten Gruß vom Festland kommen lassen. Jetzt ist also die Reise zu Ende. Der Traude ist es leid, diese traumstille Zuflucht verlassen zu müssen; ihr graut beinahe ein wenig vor den Menschen, vor der neuen Verwandtschaft in Trient, wo sie auch das Weihnachtsfest begehen wollen.

Heute ist Nikoloabend. Da zieht daheim der heilige Nikolaus mit dem zottig vermummten kuhgehörnten Spitzbartel, dem greulich weiß bemalten Tod und der unheimlichen Habergeiß von Haus zu Haus. Am meisten hat sich die Traude immer vor dem Narren gefürchtet, der in einem roten Gewand, das mit Tierblut bestrichene Gesicht von Sonnenstrahlen aus Strohhalmen umrahmt, durchs Haus hetzte und den Mädchen die Gesichter mit Kohle schwärzte. Und heute wird sie mit ihrem Mann die Oper besuchen und nachher in der Trattoria de Carlo Felice zu Abend essen. Sie trägt ein langes Kleid aus blauem Taft, die Arme und der Nacken sind bloß.

Es klopft an der Tür. Tonandinel kommt herein, in tadelloser dunkler Gewandung, aber er ist nicht allein. Ein Kaufmann mit zwei Geschäftsdienern folgt ihm, die Pelzmäntel umgehängt und in weiße Tücher gehüllte unförmige Pakete unter beiden Armen tragen.

„Es wird Winter, Traude, und der heilige Nikolaus getraut sich nicht auf unser Schiff. Er schickt dir nur etwas, und mir scheint, er möchte dich gern zum Spitzbartel haben, aber ich geb' dich nicht her!" Das ist so seine Art, zu schenken, überraschend, leichthin, mit vollen Händen und einem Scherzwort.

Diesmal ist es ein Pelzmantel, den sich die Traude auswählen soll, und als sie sich bescheiden für eine kurze Jacke entscheidet, sagt er: „Ja! Aber auch den da dazu!" und hängt ihr einen langen Mantel aus lichtbraunem Marderpelz um, der ihren schönen Wuchs hebt und sie ausgezeichnet kleidet. Nicht wie ein Spitzbartel, sondern wie eine blonde Edelfreie sieht sie aus.

„Du denkst doch an alles", sagt sie, als sie mit ihrem Gatten allein ist. „Und ich steh' mit leeren Händen vor dir. Nimm einstweilen das zum Dank." Sie küßt ihn und fährt fort: „Aber sag, muß es denn immer das Wertvollste und Teuerste sein, was du mir aussuchst? Wenn ich Launen bekomme und abgestumpft werde, ist es deine Schuld."

„Die Traude und abgestumpft?" erwidert er. „Das ist doch ganz unmöglich, dazu bist du viel zu echt und ursprünglich! Und deine Launen fürcht' ich auch nicht, laß sie nur aus an mir, wenn's dir Spaß macht, aber bisher hab' ich nichts als Liebes von dir erfahren. Und willst du mir noch mehr zuliebe tun, so laß mir die Freude, dich zu schmücken für mich und für die andern, denn ich bin stolz auf dich und w i l l beneidet sein!"

Sie streicht mit den Fingern über das seidig glänzende Pelzwerk. „So schmiegsam, warm und leicht, es ist herrlich, sich hineinzuwickeln, und ich danke dir vielmals und freue mich sehr."

„Und ich erst!" ruft er mit lachenden Augen. „Aber jetzt: Avanti! Avanti! Auf in den Kampf, Torero! Heute muß Sekt auf den Tisch!"

Sie gehen an Deck. Es ist finster. Aber die Schiffslaternen und Leuchtfeuer strahlen, Funken und Feuerbänder blitzen in den dunklen Wellen, und darüber, vom halbkreisförmigen Hafenbecken an den Hügelhängen emporsteigend, schimmern und glänzen in Ketten und Kränzen die unzähligen Lichter der Straßen, Häuser und Paläste. Wie eine großartige Festbeleuchtung schlingt es sich die Küste entlang. Genua, la Superba.

### Pietà.

Über Mailand und Verona fahren sie nach Trient. Die Brüder Erminio Tonandinels sind gesellige Menschen von Geschmack und Lebensart, sie besitzen die durch Geschlechterfolge vererbte Kultur reicher Handelsherren, verstehen zu arbeiten und zu genießen, haben gleichgesinnte Frauen und wohlerzogene Kinder und führen ein großes Haus. Sie nehmen die schöne Frau Traude sofort mit offenen Armen als Verwandte auf, sagen ihr „Du", und die Traude kann sich der Herzlichkeit, deren Echtheit sie fühlt, nicht entziehen. Aber wieder kommt ihr alles ungewohnt und seltsam vor, sie braucht Zeit, um sich hineinzufinden. Sie hat nun auf einmal nicht nur Neffen und Nichten, die älter als die junge Tante sind, sondern auch einen Stiefsohn, das einzige Kind aus der ersten Ehe ihres Gatten.

Enzio Tonandinel ist vierzehn Jahre alt, besucht, da er einmal die Villacher Zweigstelle übernehmen soll, die Handelsakademie in Innsbruck und verbringt die Weihnachtsferien bei den Verwandten. Er ist ein feingliedriger, schlanker Junge mit dunklem Kraushaar und einem klargeschnittenen Römergesicht, leidenschaftlich und schwärmerisch. Mit dem ganzen Ungestüm seines heißblütigen Wesens schließt er sich an die schöne Stiefmutter an. Sie bleiben bis über das neue Jahr in Trient. Einladung folgt auf Einladung, Gasterei auf Gasterei, einer sucht den andern an Aufmerksamkeiten, Leckerbissen und launigen Einfällen zu übertreffen, manchmal geht es ziemlich geräuschvoll her, namentlich, wenn die lebhaften Südländer alle zugleich durcheinandersprechen, und der Silvesterabend findet das ganze Patriziergeschlecht im ersten Kaffeehaus vereint, wo sich alsbald bei Eisbomben, Schaumwein und Jazzband eine lärmende Fröhlichkeit entfaltet und Schlag Mitternacht Bekannte und Unbekannte einander zutrinken, beglückwünschen und umarmen. Bacchantische Lust schäumt durch die lichterfüllten Räume, entblößte Schultern und Nacken schimmern, Augen blitzen mit dem Glanz der Edelsteine um die Wette, Becher klingen in erhobenen Frauenhänden, rote Lippen küssen. [illegible] Lachen, kurze girrende Schreie, Hochrufe und das aufreizende Gelärm der Schlagzeuge.

Traude Tonandinel muß die Küsse der ganzen Sippe über sich ergehen lassen, sie hat aber auch durch ihren Wuchs, ihre Jugend und die durch keine Schminke entstellte frische Farbe ihres von der Seeluft leicht gebräunten Gesichts allgemeines Aufsehen erregt. Von allen Seiten wird ihr gehuldigt, junge Herren, die Hand am Herzen, neigen sich vor ihr, bunte Papierschlangen ringeln sich um ihren Leib, Konfetti sinkt wie Wolken kleiner Blütenblätter auf sie herab, die ganze, leichte Entflammbarkeit des Südens brandet ihr zujubelnd und begeistert entgegen.

Jugend, Schönheit, Reichtum, Überfluß, Bewunderung — Herz, was begehrst du noch mehr? Und sie lächelt und dankt und ihre Augen suchen ihren Mann. Erminio Tonandinel ist glücklich und stolz. —

Drei Tage später treffen sie in Villach ein, und hier wartet eine neue Überraschung auf die Traude. Tonandinel hat die für sie bestimmten Räume seines Landhauses beim Warmbad neu ausstatten lassen, und in einem findet sie die vertrauten, altmodisch einfachen Biedermeiermöbel aus dem Turmzimmer des Marhofs aufgestellt; auch die Wandtäfelung ist die gleiche, und in die Ecken eingebaute Schränke täuschen ein Achteck vor.

„Die Aussicht kann ich dir freilich nicht herzaubern, aber etwas von deiner alten Heimat hast du doch um dich", sagt Erminio Tonandinel.

Eine warme Welle durchflutet sie. „Das ist das Anheimelndste — nein! Wie soll ich es nur nennen? — Das Innerlichste, was du mir geben konntest! Wie bist du darauf verfallen?"

„Du hast auf dem Schiff einmal dem Doktor Rensi vom Marhof erzählt und dabei erwähnt, daß dir dein Turmzimmer fehlen werde. Da hab' ich funkentelegrafisch den Auftrag gegeben." Er sagt es leichthin, als wäre es eine alltägliche Nebensache.

Sie legt ihm beide Hände um den Hals. „Du verstehst wirklich mit dem Herzen zu schenken. Jetzt werde ich mich gleich heimisch fühlen."

„Lieberes könnte ich mir nicht wünschen! Herrin des Hauses, dein Eingang sei gesegnet", erwidert er bewegt und küßt sie mit einer gewissen altväterlichen Feierlichkeit auf Mund und Stirn. Und sie findet es durchaus nicht fehl am Orte oder gar lächerlich. Gerade diese ein wenig steife Würde und Ritterlichkeit paßt zu ihm. Er ist eben der Conte. Und wieder erkennt sie, mit welchem Zartgefühl dieser als so verschlossen und hochmütig geltende Mann auf ihre heimlichsten Wünsche und Gedanken eingeht. Manch böse Erfahrung mag ihn bei seinem ausgeprägten Selbstbewußtsein früher gekränkt, ihn reizbar und verbittert gemacht haben — jetzt ist er ausgeglichen, glücklich im Beisammensein mit ihr und dankbar für die kleinste Aufmerksamkeit.

Als sie jetzt die andern Räume besichtigen, bekommt sie wieder viel Pracht und Überfluß zu sehen. Ihr Empfangs-, Musik- und Schlafzimmer ist von einem bekannten Raumkünstler entworfen, das kleine Speisezimmer ist im Jugendstil gehalten, im großen Gesellschaftssaal stehen Möbel aus der Empirezeit, die Diele ist als Bauernstube eingerichtet.

Nachher wird ihr die Dienerschaft vorgestellt, vor allem die Beschließerin, Frau Justine, die zugleich die Küche unter sich hat, während ihr Mann den Park betreut; die beiden sind vor zwanzig Jahren als ledige Leute eingetreten, haben später geheiratet und sind mit dem ganzen Hausbrauch bis ins kleinste vertraut. Dann ist noch ein Wagenlenker da, ein Küchen- und ein Stubenmädchen und das Kammerkätzchen, das die junge Frau auf der Hoch-

Hochzeitsreise begleitet hat. Kurzum, für alles ist überreichlich vorgesorgt, und die Traude sagt sich mit einer gewissen Furcht vor dem Nichtstun, daß ihr, wie auf der Jacht, auch hier als Hausfrau keine andere Arbeit obliegen wird, als einfach anzuordnen. —

Das erste Abendessen im eignen Heim. Sie sitzt mit Tonandinel am runden Tisch im kleinen Speisezimmer, die Dampfheizung verbreitet eine gleichmäßige Wärme, die zahlreichen Glühbirnen des Kronleuchters erhellen den in einem heiteren Blumenmuster austapezierten Raum bis in die versteckteste Ecke. Das Nachtmahl ist vortrefflich. Reinanken gibt es, die um diese Zeit im Faaker See gefangen werden, indem man Löcher ins Eis hackt und die dem Licht entgegendrängenden Fische mit dem Netz herausholt. „Sie seynd allzeit gut und werden also Fürsten und Herren fürgetragen", sagt von ihnen der deutsche Plinius Konrad Gesner. Nicht minder gut ist das Lendenstück des biederen Mölltaler Ochsen, und die schon durch ihre Farben, Braun, Rosa und Weiß, verlockende Fürst Pückler-Bombe ist ein Stolz der Frau Justine und darf bei keinem festlichen Anlaß fehlen. Tonandinels Diener wartet auf.

Und wieder überkommt die junge Frau ein unbehagliches Gefühl. Sie hat nichts zu tun, als auf den Klingelknopf zu drücken, der neben ihrem Platz unter der Tischplatte angebracht ist, dann erscheint lautlos der mit einer rotgestreiften Leinenjacke angetane Mann, wechselt die Teller und trägt den nächsten Gang auf. Was für eine Rolle ist ihr in diesem Haushalt zugedacht, wo seit Jahrzehnten wie bei einem Uhrwerk ein Rädchen ins andre greift? Soll sie wirklich nur zusehen, sich bedienen lassen und höchstens den Speisenzettel entwerfen? Doch das wird sich alles einrichten lassen, es hat keinen Zweck, sich schon jetzt den Kopf darüber zu zerbrechen.

Am nächsten Tag fährt sie in ihrem neuen Wagen vorerst allein zum Marhof. Sie fährt, denn sie will vermeiden, mit Bekannten zusammenzukommen, sie hat Angst vor dem Ausfragen, den Glückwünschen, der immer regen Neugier und Klatschsucht. Sie sitzt neben dem Wagenführer und läßt sich unterrichten, denn fahren will sie lernen.

(Fortsetzung folgt.)

# Arzt aus Liebe.

Erzählung von **Maré Stahl.**

Gerade als der junge Arzt die Tür von Nr. 79 der Inneren Station hinter sich schloß, sah er eine Dame um die Ecke des Ganges verschwinden. Mit zwei Schritten war er am Fenster und sah in der gläsernen Galerie ganz genau die Gestalt seiner Leonie.

Seine erste Regung war Freude, die zweite Befremdung, die dritte Ärger. Ganz schnell jagten sich die Gefühle in seiner Brust, er stand regungslos und sah drüben zwischen den Blattpflanzen der Fensterreihe Leonies Erscheinung undeutlicher werden und vergehen.

Jetzt wurde es für einen Augenblick hell, als ob ein Blitz durchs Haus fuhr: Leonie hatte die gläserne Haustür geöffnet und stand deutlich sichtbar in dem überhellen Viereck im grauen Pelz und eleganten Schuhen. Ihre Mütze saß schief auf den blonden Locken. Dann war sie verschwunden.

Der junge Arzt ging sehr langsam in sein Zimmer zurück. Bald darauf läutete das Telephon. Er nahm den Hörer mit einem Seufzer ab: „Hier ist Dr. Bornemann."

„Ich wollte dich besuchen, Klaus", tönte Leonies Stimme, „aber du warst nicht da."

„Liebes Herz", antwortete Klaus so freundlich wie möglich, „du weißt doch, daß ich während der Sprechstunden keine Privatbesuche empfangen darf und auch nicht will."

„Auch nicht Besuche von mir?" fragte Leonie mit einer kleinen Koketterie.

„Auch nicht von dir." Eine kleine Stille entstand am Telephon. Dann kam Leonies veränderte Stimme nach einer Weile: „Entschuldige, bitte, es wird nicht wieder vorkommen."

„Sieh mal", sagte Klaus schnell wie unter der Last eines schlechten Gewissens, „es ist doch ein Krankenhaus. Es ist ja nicht so, als ob ich irgendwo Bürovorsteher wäre oder Seife verkaufte, da kann eine Ablenkung nichts schaden, aber hier geht es doch um Tod und Leben. So ein Krankenhaus ist eben eine sehr ernste Angelegenheit, und ich habe einfach nicht die Sammlung, um mich dir dann zu widmen, Leonie."

„Es ist ja gut, Klaus", antwortete das Mädchen, „du brauchst dich wirklich nicht zu entschuldigen. Auf Wiedersehen!"

Der A r z t Klaus Bornemann hatte schon längst den Hörer wieder aufgelegt und haderte mit dem **B r ä u t i g a m** Klaus Bornemann, der sich Vorwürfe machte, gegen Leonie zu hart gewesen zu sein.

Gleich darauf trat Georg, sein Kollege, ein. „Leonie war da", sagte er, „sie wollte dich sprechen." Er ging zum Spülbecken und wusch sich die Hände.

„Ich habe sie gesehen", antwortete Klaus.

„So —". Georg bürstete eifrig an seinen Nägeln herum: „Dann ist es ja gut. Hattet ihr Zeit, euch zu sprechen?"

Klaus zögerte ein wenig. „Ich hätte wohl Zeit gehabt", sagte er, „aber ich w o l l t e Leonie nicht sehen."

Georg machte ein erstauntes Gesicht: „Nanu, habt ihr euch gezankt?"

„Nein, das heißt — nachher, am Telephon . . .", er sah unentschlossen vor sich nieder, „kurz und gut, ich möchte nicht, daß Leonie mich im Krankenhaus besucht."

„Hm", antwortete Georg nur und trocknete seine Hände.

„Sieh mal, Georg, du bist mein alter Freund, du kennst Leonie, du wirst verstehen, was ich sage. Sie ist nicht das, was man ein nettes Mädchen nennt, sie ist einfach eine Dame. Ich schätze das an ihr, ich liebe ihre Haltung und ihre Eleganz, sie sind mir sehr sympathisch als Gegengewicht zu dem, was man den ganzen Tag über hier sehen und hören muß — aber in einer Klinik ist das einfach fehl am Platze, verstehst du?"

„Hm", sagte Georg nur wieder, vollkommen undurchsichtig.

„Ja", wiederholte Klaus, „ich finde es geradezu aufreizend. Ich weiß, sie meint es nicht so, aber sie wirkt eben so in ihrer damenhaften Unnahbarkeit, sie sieht irgendwie über alles hinweg, was mir wichtig und bedeutsam ist. Sie hat hier manchmal so eine Art, als ob sie die Liebhabereien eines kleinen Jungen mit einem leisen Lächeln mitansähe."

„Du bist noch sehr jung", sagte Georg und warf das Handtuch über den Halter. Klaus wollte eben etwas antworten, als die Schwester kam und meldete, daß alles schon oben im Operationssaal bereit sei und daß Herr Professor schon warte.

*

Klaus und Leonie hatten noch einen kleinen Tisch an der Brüstung der Loge bekommen und sahen auf das Gewühl der Tanzenden herab.

„Wie vergnügt du sein kannst!" rief Leonie.

„Warum sollte ich nicht vergnügt sein? fragte Klaus. „Es ist doch ein herrlicher Abend."

„Wenn ich mir vorstelle, wie sauertöpfisch du in dem dummen Krankenhaus aussehen kannst", lachte Leonie, „dann möchte ich glatt an dir verzweifeln."

Über das Gesicht des Arztes flog ein Schatten. „Ach, bitte, lassen wir das doch", bat er, „alles zu seiner Zeit! Wenn ich im Krankenhaus bin, dann bin ich eben nur ein Arzt, nichts anderes."

„Auch nicht für mich?"

„Wenn du als Kranke kommst, gewiß, Leonie", sagte Klaus scherzend, „für Gesunde habe ich aber keine Zeit."

„Ja, deine abscheulichen Kranken, die liebst du!"

„Erstens sind sie nicht abscheulich, und zweitens ist es meine Pflicht, sie zu heilen — oder ich hätte nie Arzt werden sollen."

„Ich hasse deinen Beruf!" stieß Leonie zwischen den Zähnen hervor und stand brüsk auf.

Klaus erhob sich ebenfalls bestürzt. „Aber, Leonie!" rief er. Doch sie war schon davon. Am Rand der Treppe, die zum Saal hinunterführte, stand ein kleines Tischchen, auf dem zwei Kerzen zum Anzünden der Zigaretten brannten.

Leonie verfing sich in der Eile in ihrer Schleppe, taumelte gegen den Tisch und stieß gegen den Leuchter. Im Handumdrehen hatte der leichte Spitzenstoff ihres Kleides Feuer gefangen, und im Nu stand sie in Flammen.

Mit einem Schrei sprang Klaus auf, zog im Lauf seinen Rock ab und warf ihn über die Brennende.

*

Die Schwester lächelte freundlich auf die Kranke hin-

unter und sagte: „Jetzt sind Sie wieder bald ganz gesund, Fräulein Leonie."

Das junge Mädchen sah aus traurigen Augen auf die Schwester. „Kann ich nicht einen Spiegel haben, Schwester Helene?"

„Nein, Spiegel sind streng verboten", scherzte die Schwester, „das macht nur eitel." Die Kranke seufzte. „Sehe ich sehr schlimm aus, Schwester?"

„Noch ein paar kleine Hautübertragungen, und man sieht überhaupt nichts mehr", antwortete die Schwester ausweichend.

Georg trat ins Zimmer. „Nun, wie geht es unserer Kranken?" fragte er und streichelte onkelhaft die kleine, blasse Hand. „Ausgezeichnet, wie mir scheint." Die Schwester verließ den Raum.

Leonie hielt seine Hand fest. „Ich danke Ihnen so sehr", sagte sie, „wenn ich lebe und noch menschlich aussehe, verdanke ich es Ihnen."

„Kindchen", sagte Georg und versuchte seine Hand loszumachen, „Sie irren sich, Sie haben mir nichts zu danken. Ich habe Ihre Behandlung erst übernommen, seit Sie aus dem gröbsten heraus sind."

„Und wer . . ." fragte Leonie stockend, „wer hat mich vorher behandelt, als ich noch ohne Bewußtsein war?"

„Natürlich Klaus", antwortete Georg, „wer sonst, — er war doch der nächste dazu, und das war Ihr Glück, Kleines, daß Sie einen solchen Arzt Tag und Nacht um sich hatten. Er hat Ihnen das Leben und, was Ihnen noch mehr wert ist, kleine Eitelkeit, Ihr hübsches Gesichtchen gerettet. Na, na, na . . .", unterbrach er sich plötzlich und schob seine Hand unter ihren Kopf, „wer wird denn gleich weinen!"

Aber Leonies Tränen waren nicht aufzuhalten. „Ich bin so schlecht", sagte sie verzweifelt, „so böse, so dumm, gar nicht wert, daß man sich so viel Mühe und Sorgen meinetwegen macht, oh, warum bin ich nicht lieber gestorben!"

„Weil du für mich leben sollst", sagte eine Stimme.

Leonie hörte mit Schluchzen auf und öffnete die Augen. Georg war nicht mehr im Zimmer. Klaus hatte unbemerkt seinen Platz eingenommen.

„Verzeih mir", bat er und legte seinen Kopf neben den ihren auf das Kissen, „ich war wirklich zu jung, wie Georg sagte, und habe alles übertrieben, es hätte sich wohl eine Lösung finden lassen, wenn ich nicht so überstreng in meinen Grundsätzen gewesen wäre."

„Nein, du hattest so recht", sagte sie, „glaube mir, ich bin ein anderer Mensch geworden."

Er küßte sie. Dann richtete er sich auf und sagte: „Wenn ich bedenke, wie schnell sich mein unbedachtes Wort erfüllt hat: „Wenn du als Kranke zu mir kommst, werde ich Zeit für dich haben!" — dann überläuft mich ein Schauder. Wir Menschen gehen jede Minute an einem Abgrund vorbei und wissen es nicht."

Leonie murmelte: „Welch ein Glück, daß uns der Abgrund nicht verschlungen hat!"

## Vitamin $B_1$ bekämpft Krampfadern.

Der Mangel an Vitaminen kann bekanntlich zu schweren Gesundheitsstörungen führen. Infolge der wachsenden Technisierung unserer Lebensmittelversorgung leidet ein großer Teil der städtischen Bevölkerung hauptsächlich in den Monaten zwischen Winter und Frühjahr an „Vitaminhunger". Vor allem ist die gewöhnliche Hausmannskost heute nachweislich arm an den so wichtigen B-Vitaminen. Daß man aber auch durch künstliche Zufuhr gewisser Vitamine besondere organische Erkrankungen zu heilen vermag, die auf den ersten flüchtigen Blick nicht mit der Ernährungsweise zusammenzuhängen scheinen, zeigt sich immer deutlicher. Dies beweist z. B. die vielseitige Verwendungsmöglichkeit des Vitamins $B_1$, das bisher vornehmlich zur Behandlung bestimmter Nervenkrankheiten herangezogen wurde.

Bei einer Patientin, die wegen eines anderen Leidens mit Vitamin $B_1$ behandelt wurde, beobachtete Dr. E. Krieg eine auffällige Verkleinerung der sackartig vorgewölbten Krampfadern. Gleichzeitig hörten die ziehenden Schmerzen auf, und das Schweregefühl verlor sich bald in den Beinen der Frau. Mit dem gleichen Erfolge wurden von 35 Patienten 30 auf diese Weise mit diesem Vitamin behandelt. Also nur 5 Fälle konnten verzeichnet werden, in denen die spezifische Wirkung dieser Behandlungsart sich nicht einstellte. In den übrigen 30 Fällen traten hingegen die gleichen Besserungserscheinungen sehr bald ein. Die Beschwerden verschwanden bereits nach Ablauf weniger Tage, das Allgemeinbefinden der Patienten war außerordentlich gut. Vor allem aber erfolgte bei mehr als 50 v. H. aller behandelten Fälle eine sicht- und meßbare Verkleinerung der Krampfadern.

Die Dauer des Heilerfolges wird nach Angaben Dr. Kriegs in der Münchener Medizinischen Wochenschrift jeweils durch die Vitaminzufuhr bedingt. Nach Aussetzung der Behandlung stiegen wieder die Beschwerden, und der alte Zustand stellte sich wieder ein, wenngleich auch die auftretenden Beschwerden wesentlich geringfügiger waren und die Aderverknotungen und -verdickungen längst nicht mehr im gleichen Umfange wie zuvor festgestellt werden konnten. Es genügten dann erneute kleinere Vitamingaben, um wieder die Beschwerden objektiver und subjektiver Art verschwinden zu lassen.

Die Tatsache, daß bei Schwangeren der Hunger nach dem Vitamin $B_1$ zweifellos in einem Zusammenhang mit dem häufig beobachteten Auftreten von Krampfaderbeschwerden steht, verdient in diesem Zusammenhang ebenfalls Erwähnung. Es ist deshalb von ärztlicher Seite bereits angeregt worden, das Auftreten von Krampfadern bei Schwangeren durch Verabfolgung von Vitamin-$B_1$-Gaben zu bekämpfen. Auch ist die Möglichkeit gegeben, eine Reihe von Unterschenkelgeschwüren, die als Folge von Krampfaderleiden angesprochen werden können, mit Hilfe des gleichen Verfahrens wirkungsvoll zu behandeln.

### Gouverneur kämpft gegen den Spielteufel.

Der achtzigjährige Gouverneur von Michigan, der in seinem Staate den Kampf für die Einführung einer neuen Prohibition aufnehmen will, hat sich vorerst entschlossen, den Spielteufel mit Stumpf und Stil auszurotten. Er mobilisierte die gesamte Polizei seines Bundesstaates und ließ in allen öffentlichen Lokalen Razzien veranstalten. Die Ernte bestand in 166 Spieltischen, die sämtlich beschlagnahmt wurden. Der Gouverneur hat außerdem den Befehl gegeben, daß sämtliche Inhaber von Spielhöllen verhaftet werden sollen.




### Der Reinfall.



„Du mußt mir doch recht geben, daß gestreifte Kleider schrecklich sind!"

Kommissarische Leitung: Dr. Karl Hans Fuchs
Chef vom Dienst: Marian Hepke
Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dr. Karl Hans Fuchs
Verantwortlich für den Anzeigenteil: Edmund Przygodzki, sämtlich in Bromberg
Druck und Verlag: A. Dittmann, Bromberg